



# Leseprobe

Anna Magdalena Bössen  
**Deutschland. Ein  
Wandermärchen**

Unterwegs mit einem Koffer  
voller Gedichte

---

"Ein gut gelauntes Sommerbuch, das Lust auf Deutschlandreisen und auf Gedichte macht." *Brigitte*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



---

Seiten: 368

Erscheinungstermin: 09. Mai 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

---

## Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Mit Fahrrad und Gedichten auf der Walz – eine andere Reise durch unser Land**

Unterwegs durch eine unbekannte Heimat

Bin ich Deutschland? Um das zu erfahren, reist die Rezitatorin Anna Magdalena Bössen durch die ganze Republik und ein wenig über die Grenzen hinaus. Wie die alten Geschichtenerzähler tritt sie überall dort auf, wo sie eingeladen wird. Dafür gibt sie ihre Wohnung auf, lässt den Job ruhen und wagt das Leben neu. Die Autorin wird Mitmenschen treffen und Zeitzeugen sprechen, beim Adel residieren und in Wohnzimmern rezitieren, Dörfer entdecken und in Städten versinken – und lernen, warum aus jeder Richtung der Gegenwind kommt.

Ein Buch, das von der Freiheit des Unterwegsseins erzählt und dieses Land und seine Menschen auf eine ebenso lebendige wie ehrliche Weise einfängt. Ein Buch voller Begegnungen und Entdeckungen, voller Überraschungen und Erfahrungen: ein Wandermärchen!

ANNA MAGDALENA BÖSSEN

DEUTSCHLAND.  
EIN WANDERMÄRCHEN

## Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	9
<b>Beruf und Berufung oder: Das Poesie-Diplom</b> .....	15
<b>Aufbruch am Deich oder: Aus dem Nest geschmissen</b> ...	21
<b>Schleswig Holstein oder: Viel Wind um Wind</b> .....	32
<b>Nordfriesland oder: Ich wohne nicht, ich lebe!</b> .....	46
<b>Ostsee oder: Meine erste Arbeitshypothese</b> .....	60
<b>Hanse, Heimweh oder: Im Bannkreis gefangen</b> .....	69
<b>Ostfriesen und Niedersachsen oder: Deutscher Anspruch</b> ..	83
<b>Neuland oder: Göttliche Gerechtigkeit</b> .....	96
<b>Mariechen oder: Aufbruch in den wilden Osten</b> .....	103
<b>... Und alles ist anders</b> .....	121
<b>Danach oder: Inseln im Nebel</b> .....	136
<b>Die Elbe und Goethe oder: Ein schweres Erbe</b> .....	154
<b>Heimwärts oder: Ein unverhofftes Bett</b> .....	165
<b>Im Winterquartier oder: Der leere Hut</b> .....	179

<b>Land unter oder: Hallig Hooge im Winter</b> . . . . .	189
<b>Die zweite Abreise oder: Rauf auf die Bühne</b> . . . . .	201
<b>Herford oder: Ein Hilferuf</b> . . . . .	210
<b>Im Westen oder: Überall ist Wunderland</b> . . . . .	224
<b>Am Rhein oder: Brüderlein, komm fahr mit mir</b> . . . . .	238
<b>Hessen oder: Heiß, heiß, heiß!</b> . . . . .	252
<b>Am Neckar oder: Ein Narrensprung ins Ländle</b> . . . . .	262
<b>Kulturnation oder: Die Welt ist ein Theater</b> . . . . .	274
<b>Der Schwarzwald oder: Es ist Liebe!</b> . . . . .	283
<b>Basel oder: Schweizer und Deutsche</b> . . . . .	294
<b>Bayern oder: Man trägt jetzt Fuchs</b> . . . . .	301
<b>Die Zugspitze oder: Ein kleines Wort mit Folgen</b> . . . . .	309
<b>Mia san mia oder: Vom Flüchten und Ankommen</b> . . . . .	322
<b>Harz, Heimreise oder: Es ist mein Leben</b> . . . . .	335
<b>Brief an meine Landsleute oder: Bin ich Deutschland?</b> . .	341
<b>Nachwort oder: Heimat liegt in der Zukunft</b> . . . . .	352
<b>Danksagung</b> . . . . .	364
<b>Literaturnachweis</b> . . . . .	366
<b>Bildnachweis</b> . . . . .	367

*Für die Vagabunden und Dichter,  
die offenen Türen und die einzigartige Natur,  
das wartende Abenteuer und die ewige Reise.*

## Vorwort

Ich sitze auf einem Heuballen und heule. Es ist brütend heiß, das eingeschweißte Heu stinkt, ich stinke auch. An mir fahren Autos vorbei, in langen Kurven schrauben sie sich den Berg hoch. Acht Kilometer steil bergauf, das habe ich eben in meinem Handy nachgeschaut. Da konnte ich noch etwas erkennen – jetzt sehe ich nur Wasser. So viel Wasser, dass ich selbst das vor mir liegende blassblaue Badeparadies nicht mehr wahrnehmen kann. Ein Paradies zumindest hatte ich mir erhofft: Bodensee ... Das klang nach Erfrischung, blauem Horizont, weißen Segeln in der Ferne, Naturidylle mit Bergpanorama im Hintergrund. Erholung hatte ich mir von dieser Oase versprochen und vor allem: Ruhe, Weite, Wasser. Mit einem Buch in der Hand würde ich am Ufer liegen und ab und zu ins kühle Nass springen. Seit Wochen habe ich es an jedem Berghang, bei jeder Hitzewelle vor meinem inneren Auge gesehen. Bald wird alles gut. Bald bin ich am Bodensee.

Und nun bin ich hier und mache den Realitätsabgleich: Die Berge drücken sich so nah an den See, dass die Wege am Ufer gedrängt voll sind – mit Autos, Fußgängern und Radfahrern. Für Letztere gibt es eigentlich keinen Platz, und so durchkreuze ich mit meinem schwer bepackten Drahtesel immer die geplante Wegstrecke von irgendjemand anderem. Ferienzeit.

Hochsaison. Der heißeste Sommer seit Jahrhunderten. Ich bin am Rande meiner körperlichen und nervlichen Kräfte. Trotzdem bin ich höflich und gewähre einem finster blickenden alten Mann den Vortritt, als er die Straße überqueren will. Er bleibt stehen. Ich sage: »Bitte sehr«, und er beginnt aus vollem Halse zu schimpfen: »Ihr Scheiß-Radfahrer, euch sollte man alle ...« Da nehme ich mir dann doch die Vorfahrt, trete in die Pedale – und fange wie ein kleines Kind an zu heulen. Die ganze Zeit über, während ich die Abzweigung suche, mein Rad in das hohe Gras schmeiße und auf diesen Heuballen klettere, höre ich nicht auf, lauthals zu schluchzen. »Wirklich kein schlau ausgewählter Rückzugsraum«, spöttele ich über mich selbst, wie ich da in der brütenden Hitze auf diesem brutzelnden Präsentierteller sitze.

Irgendwann werfe ich doch noch einen Blick auf mein Handy – es ist zum Verrücktwerden! Nur sechs Kilometer vom See entfernt sollte mein Zuhause auf Zeit sein, aber das war falsch gerechnet und Luftlinie dazu. Eva wohnt im Hochland, welches nicht umsonst so heißt. Und ich bin gerade gefühlt vier Jahre alt und heillos überfordert.

Schließlich übernimmt die Erwachsene in mir wieder die Führung, sie hat sich das heulende Elend lange genug angesehen. Und ruft kurzerhand Eva an: »Ich sitze hier auf einem Heuballen und kann nicht mehr. Hast du das ernst gemeint, als du gesagt hast, dass du mich auch abholen würdest?«

Eva und ich kennen uns nicht. Ich habe keine Ahnung, wie alt sie ist, wie sie aussieht, was sie beruflich macht. Ich weiß nur, dass sie mich eingeladen hat und dass ich als Gegenleistung morgen Abend bei ihr zu Hause auftreten werde. Ich weiß nicht, wo sie wohnt und wie sie lebt, und weiß auch



nicht, wie ich die nächsten beiden Tage untergebracht sein werde. Und vor allem weiß ich nicht, ob ich ihr dieses Häuflein Elend zumuten kann, in das ich mich soeben in Sekundenschnelle verwandelt habe. Schließlich kennt sie mich von Fotos und Videos als gut gelauntes Energiebündel mit gelbem Koffer. Egal, es nutzt nichts. Wir müssen beide nehmen, was kommt ...

Eine halbe Stunde später sitze ich in einem vollgestopften Auto und halte krampfhaft mein Rad fest, damit es nicht in einer Kurve aus dem offenen Kofferraum fliegt.

Eva plaudert und gibt mir Zeit, mich zu sammeln. »Radfahrer sind hier leider nicht so beliebt. Auf der Insel Reichenau verstreuen sie im Sommer sogar Reißzwecken«, sagt sie. Das beruhigt mich leider weniger. Oben, weit weg vom See, der Hochsaison und den Menschenmassen, biegt sie in eine Einfahrt ein, und wir stehen vor einem wahren Häuschen im Walde. Ein Hund begrüßt uns lautstark, ein Pferd sieht ungerührt zu uns hinüber. Eva führt mich zu einem kleinen, von Wein überwucherten Gartenhäuschen: »Das ist deins, wenn du magst.« Es ist malerisch, aber trotzdem wecken die riesigen vorhanglosen Fenster zum Wald hin leichtes Unbehagen in mir. Mir ist eigentlich gerade eher nach einer Höhle oder einem Erdloch, irgendwas zum Verkriechen. Unsicher lade ich mein Gepäck ab und gehe in das große Haus zu meinen Gastgebern.

»Wie ist sie denn so?«, höre ich Evas Mutter fragen. »Ich glaube, sie ist mit den Nerven fertig«, sagt Eva. Ich lächle die beiden an. Wie recht sie haben!

»Sagen Sie mal, Frau Bössen, wie sind Sie eigentlich auf die Idee gekommen? Sich einladen zu lassen von völlig fremden Menschen, durch ganz Deutschland zu radeln und aufzutreten gegen Kost und Logis, mit Gedichten im Gepäck?« Immer und immer wieder werde ich das gefragt. Wie ich auf diese ungewöhnliche Idee gekommen bin. Und es fällt mir nie leicht, eine Antwort auf diese einfache Frage zu geben, denn meine Antwort hat verschiedene Ebenen. Dies ist die erste Antwort, die am naheliegendsten ist:

»Ich hatte mir ohne konkrete Absicht ein neues Fahrrad gekauft und stand am Elbdeich, ich schaute den Schiffen nach, und plötzlich überkam mich ein geradezu schmerzhaftes Fernweh, ein ungeheurer Drang nach Aufbruch. Mir wurde klar, dass ich nicht warten konnte: Ich wollte endlich los! Aber ich wollte eigentlich gar nicht weg, ich wollte hin! Zum Zentrum, zum Kern, wo auch immer der liegt. Vielleicht mit dem Rad die Elbe entlang bis nach Dresden? Und dann fiel mein Blick auf den Wegweiser zur KZ-Gedenkstätte Neuengamme, und mir wurde bewusst, dass ich da noch nie war. Obwohl dieser wichtige Ort doch so nah war. Vielleicht, weil ich mich damit nicht beschäftigen wollte? Wie gut kannte ich mein Land eigentlich? Mir fiel auf, dass da vieles war, was ich über mein Land nicht wusste oder nicht wissen wollte. Und dass ich vieles in Deutschland noch nicht gesehen hatte. Und da schlug es ein wie ein Blitz: Ich fahre mit dem Fahrrad durch die ganze Republik, trete auf gegen Kost und Logis und schreibe darüber! Mit Dichtern und Denkern in Gepäck, wie z.B. Heinrich Heine und sein Reisebericht »Deutschland. Ein Wintermärchen«. Aber ich fahre nicht im Winter, also: »Deutschland. Ein Wandermärchen«. Das Projekt war geboren.

So kurz ich diese Erklärung für interessierte Pressemitarbeiter zahlreicher Lokalzeitungen gefasst habe, so lang war in Wirklichkeit der Weg, der mich auf diesen Heuballen am Bodensee gesetzt hat. Ein Weg, der mich viel gekostet hat – einige Tränen, noch mehr Muskelkater und jede Menge schlaflose Nächte. Aber er hat mir auch etwas Unbezahlbares geschenkt: Vertrauen in mich und meine Mitmenschen, meine große Liebe und eine Heimat, die ich mit jedem Schritt meines Lebens in die Zukunft trage.



## Beruf und Berufung oder: Das Poesie-Diplom

»Sie sind was?« – »Diplom Gedichte-Sprecherin.« – »Ja, aber was haben Sie gelernt?« – »Gedichte sprechen.« – »Nein, ich meine, was haben Sie studiert?« – »Rezitation. Das heißt Sprechkunst. Oder Sprecherziehung.« – »Ach so, Logopädie!« – »Nein, Gedichte sprechen.« Und dann geht es wieder von vorne los ...

So oder so ähnlich ist es, wenn ich versuche, meinen Beruf zu erklären. Wobei mein tatsächlicher Berufsalltag ja noch sehr viel komplizierter ist, da ich jetzt zu Kulturunternehmerin und Sprechcoach noch radelnde Rezitatorin hinzufügen müsste. Das lasse ich meist weg, denn es ist für beide Seiten schon so eine Herausforderung. Aber unerlässlich, wenn ich erklären will, wie ich zu dieser ganzen verrückten Reise gekommen bin.

Haben meine Gesprächspartner also akzeptiert, dass man Rezitation tatsächlich studieren kann, sogar an einer staatlichen Hochschule, dann geht es weiter: »Wie kommt man auf die Idee, so etwas zu studieren?«

Tja, wahrscheinlich braucht es dafür eine gewisse frühkindliche Prägung: Ich bin ein Spross der Waldorferziehung, und für mich hielt die umstrittene Pädagogik einige Freuden parat. Zum Beispiel dienstags! Da durfte ich zusammen mit allen anderen an einem Dienstag geborenen Kindern vor der Klasse

stehen und meinen Zeugnisspruch aufsagen. Den bekommt man in jungen Jahren anstelle von Noten zusammen mit einer Beurteilung vorne auf das Zeugnis geschrieben. Jeder Schüler erhält so sein persönliches Gedicht, welches er einmal in der Woche vor der Klasse vorspricht. Für einige Schüler war es die reine Qual, für manche aber eine heimliche Freude. Ich gehörte zu Letzteren.

Ich liebe das Sprechen, seit ich denken kann, ich war immer laut und redegewandt. Als Kind habe ich Gedichte geliebt, in der Pubertät das Theaterspielen und nächtelange Streitgespräche. »Mit dir kann man nicht diskutieren«, warfen mir meine Freunde vor, weil ich rhetorisch und argumentativ alles tat, um Recht zu behalten. Dazu waren Diskussionen für mich da, und daran hat sich zugegebenermaßen bis heute nicht viel geändert.

In der zwölften Klasse steht in der Waldorfschule die sogenannte Jahresarbeit auf dem Lehrplan – jeder Schüler verwirklicht eigenständig ein Projekt, mit einem praktischen und einem theoretischen Teil. Manche bauen Boote oder sogar Häuser, andere singen oder programmieren Software. Ich setzte mich intensiv und sehr ungewohnt mit Sprache auseinander – ich schwieg. Ich blieb zwei Wochen komplett stumm, schrieb, nickte oder schüttelte den Kopf. Ich führte Tagebuch und hielt zum Abschluss einen Vortrag vor der ganzen Schule über meine Erfahrungen.

Und ich wusste ab diesem Tag: Schweigen ist nicht schlecht, aber sprechen – ist Gold!

Zum Glück erzählte mir mein Patenonkel nach dem Abitur von dem Studiengang »Rezitation« an der staatlichen Hochschule für Musik und darstellende Kunst Stuttgart. Ich war sofort begeistert, lernte Gedichte auswendig und sprach bei der Aufnahmeprüfung vor. Knapp hundert Konkurrenten be-

warben sich, acht wurden ausgewählt, ich war dabei. Ich konnte es nicht glauben!

Nun folgten vier Jahre intensiver Arbeit an mir selbst: Eine Stimmtherapie wurde angeordnet, denn ich nutzte meine Stimme falsch. (Als das zweite von vier Kindern hatte ich schon immer Angst, überhört zu werden. Deshalb habe ich wohl etwas zu viel »Druck« gemacht.) Ein Jahr lang saß ich also zusätzlich zum Studium mehrmals die Woche auf einem Hüpfball und ließ gespenstische Laute von unten kommen: »oooo«, »aaahhh«, »mooom« – es war skurril, aber am Ende hat es mir meine wahre Stimme zurückgegeben: ein Organ, das Räume füllen kann – und mich fast nie im Stich lässt, selbst wenn ich auf einem Feld irgendwo im Alten Land Dutzende Namen in den Wind schreie. (Woher ich das weiß? Ich habe es ausprobiert, quasi als Auftragsarbeit, doch dazu später.) Noch heute liebe ich die Arbeit an der Stimme: Sie ist ein feines Instrument, reagiert auf alles, was in uns und um uns passiert, und zeigt unglaublich viel von der Persönlichkeit eines Menschen.

Herz und Zentrum des Studiums war die Rezitation. Zweimal die Woche hatte ich Einzelunterricht im Gedichte-Sprechen, vier Jahr lang. Auch wenn das nach viel Zeit klingt, ehrlich gesagt hätte ich ewig so weitermachen können. Ich vermisse den Unterricht noch heute, zwölf Jahre nach meinem Abschluss. Ich habe noch lange nicht ausgeleert.

Gedichte brauchen nicht viel, keine große Bühnenshow, da ist nur ein Vers, eine Stimme, und schon entstehen Bilder, Gedanken, ganze Welten. Dafür liebe ich die Rezitation.

Aber vielleicht ist gerade wegen dieser Schlichtheit der Beruf des Rezitators in Vergessenheit geraten. Er wirkt etwas aus der Zeit gefallen, nicht ganz von dieser Welt. Lyrikabende

werden heutzutage überwiegend von einer sehr kleinen Gruppe kulturinteressierter Zuhörer besucht, und obwohl Lutz Görner in den 1980er-Jahren mit »Goethe für alle« ganze Hallen gefüllt hat, ist die Rezitation in Deutschland von den großen Bühnen verschwunden. Deshalb ist die Frage durchaus berechtigt, die mir jeder zweite stellt: »Wie kann man denn davon leben?« Das wollte ich auch gerne wissen, ging nach Hamburg und gründete die *textouren*: Literatur in Bewegung – Literatur-schauspiele, die Stadtrundgänge, Theater, Krimi und Gedichte zu einem Abendprogramm verbanden, in dem die Rezitation nicht im Vordergrund stand, aber eine entscheidende Rolle spielte. Ich dachte mir, wenn die Welt zu laut und zu schnell geworden ist für Gedichte, dann muss ich den Rahmen darum herum anpassen.

Nach acht Jahren *textouren* kam mir nun also die Idee zu *Deutschland. Ein Wandermärchen*. Eigentlich eine Fortsetzung des Hamburger Konzepts, quasi eine *texttour* durch ganz Deutschland, ebenfalls Literatur in Bewegung. Auch diesmal setze ich der Rezitation einen neuen Rahmen, aber einen ganz persönlichen: Der Gastgeber fungiert als Veranstalter, sein Bekanntenkreis bildet das Publikum, ich selbst komme bei dem Hausherrn unter und lerne so Land und Leute kennen. Damit gebe ich der Literatur einen vielschichtigen Rahmen, aber trotzdem: Auf der Bühne sind es allein die Gedichte, welche die Zuhörer in ihren Bann ziehen müssen. In kuscheligen Wohnzimmern, in kargen Rathaussälen, in unübersichtlichen Schiffsbäuchen. Ich werde keine Bühne haben, keine Scheinwerfer, keine Kulisse. Nur einen Stuhl, eine Wohnzimmerlampe und meinen gelben Koffer – aus dem ich deutsche Kultur zaubere. Ich bin gespannt, ob das heute noch jemanden vom Hocker reißt ...

HEINRICH HEINE

## Deutschland. Ein Wintermärchen

*Im traurigen Monat November war's,  
Die Tage wurden trüber,  
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,  
Da reist ich nach Deutschland hinüber.  
Und als ich an die Grenze kam,  
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen  
In meiner Brust, ich glaube sogar  
Die Augen begannen zu tropfen.  
Und als ich die deutsche Sprache vernahm,  
Da ward mir seltsam zumute;  
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz  
Recht angenehm verblute.  
Ein kleines Harfenmädchen sang.  
Sie sang mit wahren Gefühle  
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr  
Gerühret von ihrem Spiele.  
Sie sang von Liebe und Liebesgram,  
Aufopfrung und Wiederfinden  
Dort oben, in jener besseren Welt,  
Wo alle Leiden schwinden.  
Sie sang vom irdischen Jammertal,  
Von Freuden, die bald zerronnen,  
Vom jenseits, wo die Seele schwelgt  
Verklärt in ew'gen Wonnen.  
Sie sang das alte Entsagungslid,  
Das Eiapopeia vom Himmel,  
Womit man einlullt, wenn es greint,  
Das Volk, den großen Lümmel.  
Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,  
Ich kenn auch die Herren Verfasser;  
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein  
Und predigten öffentlich Wasser.  
Ein neues Lied, ein besseres Lied,  
O Freunde, will ich euch dichten!  
Wir wollen hier auf Erden schon  
Das Himmelreich errichten.* (gekürzt)





## **Aufbruch am Deich oder: Aus dem Nest geschmissen**

Hamburg – Elmshorn

Heute ist es so weit: Sonntag, der 10. Mai 2014. Heute beginnt meine große Reise, die ich monatelang vorbereitet habe und für die ich eine Menge aufs Spiel setze. Ich tausche finanzielle Sicherheit, Privatsphäre und Selbstbestimmung gegen Unsicherheit, Abenteuer und Gottvertrauen. Ich tausche meinen vollen Kleiderschrank, mein weiches Bett und meine große Badewanne gegen einen harten Ledersattel, zwei Packtaschen voller Funktionskleidung und einen knallgelben Koffer, den ich von seinem verstaubten Dachbodendasein befreie. Vor mir liegen Tausende Kilometer durch mein Land, aufgeteilt in vier Etappen: Norden, Osten, Westen, Süden. Geplant sind acht Monate Reisezeit. Im Moment habe ich erst ein paar Dutzend Gastgeberangebote, die meisten aus dem Norden. Daher starte ich mit dem Gebiet vor meiner Haustür. Ich muss aber während der Reise ordentlich trommeln, damit ich immer ein Dach über dem Kopf habe.

Idealerweise wäre ich an diesem besonderen Tag körperlich fit, ausgeschlafen und guten Mutes. Leider bin ich nichts davon. Ich bin hundemüde, die letzte Nacht habe ich kaum ein Auge zugetan, die Nächte davor war es nicht besser. Ständig bin ich meine Siebensachen in den Satteltaschen durchgegangen,

die Gedichte für das Kofferprogramm, das ich bei den Gastgebern darbieten werde, und den heutigen Ablauf. Bis jetzt läuft alles wie geplant: Viele meiner Freunde sind bei mir, sie haben Kuchen und Obstquark mitgebracht, der Tisch biegt sich unter dem pompösen Frühstück. Ich kriege keinen Bissen hinunter. Da, es klingelt, das müssen sie sein: und richtig, vor der Tür parkt ein weißer Van, in blauer Schrift zieht sich ein Slogan über die Tür: *Das Beste am Norden*. »Das Fernsehen kommt«, rufen die Kinder am Fenster aufgeregt.

Nico, ein Redakteur vom NDR, hatte sich vor ein paar Tagen angekündigt, um für die Sendung *DAS!* über das Projekt zu berichten. Dankbar habe ich ihn zur Abfahrt eingeladen, denn durch die Medien kann ich potenzielle Gastgeber auf mich aufmerksam machen. Bisher stammen die meisten Einladungen auf meiner eigens für das Projekt programmierten Deutschlandkarte, auf der sich gewillte Gastgeber eintragen können, von Freunden und Familienmitgliedern. Ich freue mich also einerseits über das Kamerateam, das nun die enge Treppe hochgestieftelt kommt, und andererseits macht es mir ein mulmiges Gefühl: Nun gibt es Beweisaufnahmen und damit kein Zurück mehr.

Die Dreharbeiten lenken mich etwas ab: Tür öffnen, Koffer greifen, noch einmal, bitte, dann ist es plötzlich Mittag und Nico, der Redakteur, sagt: »So, also, wir könnten jetzt.« – »Na klar. Was könnt ihr?« – »Abfahren« – »Gut«, sage ich etwas verwirrt. »Also, du könntest jetzt abfahren.« – »Ich? Wie jetzt – sofort?«

Ja, das meint er wohl, ich soll jetzt abfahren, meine Freunde sollen winken, das Filmteam wird filmen, die Aufgaben sind eigentlich klar verteilt.

Ich denke es nicht nur, ich sage es sogar laut: »Das schaffe

ich nicht!« Und verschwinde im Schlafzimmer, ziehe die Tür hinter mir zu und lasse mich aufs Bett fallen. Es ist schon 14 Uhr, wir haben länger gedreht und wollen am Deich noch Aufnahmen machen, und dann sollen es über 70 Kilometer nach Elmshorn sein. Es beginnt zu regnen, und ich fühle nur noch Erschöpfung. Ich bin mir sicher: Wenn ich jetzt losfahre, komme ich keinen Kilometer weit, geschweige denn 70. Sobald das Filmteam weg ist, werde ich mich in die nasse Wiese setzen und nur noch heulen.

Meine Freunde klopfen jetzt vorsichtig an die Schlafzimmertür: Als sie mich voll Hoffnungslosigkeit auf dem Bett liegen sehen, reagieren sie verständnisvoll und sagen Sachen wie: »Du musst doch gar nicht heute fahren, der Auftritt ist erst morgen!« Und: »Wir machen das so: Du fährst, wir winken, der NDR dreht, dann dreht der NDR ab und du drehst um. Und kommst zurück. Und schläfst dich aus, und morgen nimmst du den Zug!«, oder: »Wem willst du denn was beweisen, also für mich musst du das nicht tun!«, und: »Hey, ich fahr dich und dein Rad und den Koffer.« Es ist das, was wahre Freunde sagen in so einer Situation. Sie nehmen den Druck raus. Aber die Entscheidung können sie mir nicht abnehmen. Also komplimentiere ich sie dankbar hinaus, starre auf mein abgezogenes Bett, das mir auf einmal wie in Holz gegossene Geborgenheit vorkommt – so breit, so warm, meine Matratze zum Einsinken, wie lange werde ich darauf verzichten? Nur noch eine letzte Nacht hier in meinem weichen Bett, was spricht dagegen? Sollte ich diese Reise denn nicht kraftvoll beginnen, voller Elan?

Ich bin hin- und hergerissen, was soll ich nur tun? »Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«, sagt Hesse in den »Stufen« – darf ich diesen Zauber verraten und schon vor dem Start die Spiel-

regeln verletzen? Oder soll ich darauf vertrauen, dass ich schon irgendwie in Elmshorn ankomme, egal in welchem Zustand?

Was tut man mit Mitte dreißig, wen man partout nicht weiterweiß?

Ich greife zum Handy und wähle den ersten Eintrag in der Favoritenliste. Meine Mutter geht zum Glück sofort dran, hört meine Schilderungen und sagt einfach: »Heute wird es nicht leicht, aber morgen wird es schwerer.« Sie sagte nicht: »Na los, raus mit dir!« Aber ich habe es trotzdem gehört.

Und auf einmal sieht mein Bett nicht mehr wie ein Nest aus, sondern wie ein Versteck. Und ich sehe mich selbst darin hocken, das Kameratelelicht ist längst aus, die Freunde sind wieder zu Hause, meine Klamotten schon alle verpackt auf dem Dachboden. Eine traurige Vorstellung mit einem bitteren Beigeschmack des Versagens. Ich rede mir also gut zu: »Zugegeben, es ist anders, als du es dir vorgestellt hast. Grauer Himmel, müde Beine, Augenringe und Gegenwind – statt einem Frühlingstag, an dem selbst die Vögel dir Beifall zuzwitschern. Aber nichts auf dieser Reise wird so werden, wie du es dir vorstellst. Das ist ja das Gute daran!« Und ja, im Nachhinein muss ich mir recht geben: Nichts war, wie ich es mir vorstellte, aber gut fand ich das auch nicht immer.

Am 10. Mai 2014 beschließe ich, kein Risiko einzugehen. Wenn es morgen auch nicht besser werden würde, brauche ich auch nichts zu verschieben. Ich reiße die Schlafzimmertür auf und rufe: »Ich fahre!« Und dieser Entschluss verschafft mir genau das Quäntchen Kraft, das ich brauche, um mich auf den Sattel zu schwingen.

Eine kleine Ewigkeit später sind alle Bilder abgedreht, meine winkenden Freunde und das NDR-Team lasse ich auf der anderen Elbseite und stramble los. Weit komme ich nicht. Am

gegenüberliegenden Ufer wartet jemand auf mich, den ich nicht vor den Kameras verabschieden möchte. Der große blonde Mann sieht mir mit zwei Fischbrötchen in der Hand und blitzenden Augen entgegen. Wir haben uns erst vor ein paar Wochen kennengelernt, ich habe gleich gesagt: »Ich fahre mit dem Rad durch Deutschland, mich hält hier nichts, auch du nicht. Also vergiss das lieber mit uns.« Er hat mich nur angesehen und lächelnd gesagt: »Freiheit und Liebe sind doch kein Widerspruch.« Darauf fiel mir nichts mehr ein, und so falle ich ihm am Tag meiner Abfahrt in die Arme, stecke meinen Kopf in seinen Pullover und das Fischbrötchen in die Satteltasche, stürze meinen Kaffee hinunter, falle ihm noch einmal in die Arme, halte ihn fest, sage: »Bis bald!«, und steige entschlossen auf das Rad. Diesmal aber wirklich.

Es dauert nur ein paar Kilometer, dann überspült mich eine Welle der Erleichterung: Ich fahre! Und ich fahre gar nicht mal so langsam, das Treten in die Pedale hilft mir sogar, die Anspannung loszuwerden. Ich lasse den Tag passieren, bin unendlich dankbar für all die Unterstützung und auch ein bisschen beschämt: Ich bin dreiunddreißig Jahre alt, und trotzdem muss mich immer noch meine Mama aus dem Nest schmeißen. Als weise Mutter hat sie entweder Hesse gelesen oder sie wusste instinktiv: Ihre Tochter fährt jetzt los – oder nie.

Die erste Strecke zeigt es mir dann gleich so richtig – Regen, Gegenwind, fast nur Bundesstraße für 70 Kilometer. Aber ich habe gute Laune. Erstaunlich, denn eigentlich spricht viel dagegen: Alle 20 Minuten halte ich an einer Bushaltestelle an und rupfe meine gesamten Klamotten aus den beiden Satteltaschen, bis ich endlich genau das Teil gefunden habe, das ich in diesem Moment brauche, um weiterfahren zu können. Erst

muss die warme Unterwäsche drunter (bei dem Dauerregen wollen noch nicht einmal die Truckerfahrer meine Funktionswäsche-Show kommentieren), dann kommen die langen Thermoteile als zweite Schicht, dann die dicken Socken drüber, dann die Handschuhe aus, um die nassen Socken wieder zu wechseln. Plötzlich ein Gedanke wie ein Schock: Schokolade! Das Verlangen überfällt mich geradezu, ein Drang nach Schokolade, wie ich ihn seit den Lernphasen für das Abitur nicht mehr erlebt habe! Wie fremdgesteuert fahre ich zum nächsten Supermarkt, knalle mein Rad vor den Eingang, gehe als tropfendes Bündel zu dem Süßigkeitenregal, greife wahllos zu, tropfe zur Kasse und reiße dabei schon den ersten Riegel auf. Noch kauend springe ich rauf aufs Rad, und nun schaffe ich die nächsten zehn Kilometer bis zum Wäschewechsel wieder bestens gelaunt. Ich übe den Text für mein Kofferprogramm, singe laut vor mich hin und schimpfe leidenschaftlich mit den Rasern, die mit hundert Sachen gefährlich eng an mir vorbeikaheln und mich vollends in schmutzigem Regenwasser baden.

Aber natürlich komme ich so nicht schnell voran. Die Strecke ist zäh und endlos. Doch irgendwann, nach einer gefühlten Ewigkeit, taucht das erste Mal mein Ziel auf einem Schild auf: *Elmshorn 20 km*. Jetzt weiß ich: Es ist machbar. Ich werde ankommen. Auf den letzten zehn Kilometern läuft die Zeit noch langsamer, die Straße will Meter für Meter bezwungen werden, und die Sehnsucht nach einem warmen Nest wird immer größer. Doch plötzlich und ganz unvermittelt taucht es auf: *Elmshorn* leuchtet das schmutzig-gelbe Ortsschild mit den schwarzen Lettern in der Dämmerung auf. Es gibt nichts, was einen so magischen Zauber verbreitet wie das Ziel einer langen Strecke. Die Ortsnamen meiner Reise, so unbekannt sie mir auch sind, so klischeehaft meine Vorstellungen auch sein

mögen, sie haben eine magische Anziehungskraft. Elmshorn, Saustrup, Beidendorf, Zehdenick, Singen, Wollbach, Lohfelden – die ganze Strecke über haben all meine Anstrengungen nur ein Ziel: diesen Ort zu erreichen. Und wenn nach langem Sehnen das gelbe Schild auftaucht, erstaunlicherweise immer plötzlich und unerwartet, dann liegt ein leuchtender Kranz darum. Ziel erreicht!

Es ist schon dunkel, als ich in den Ort einfahre. Jetzt bin ich zwar da, aber noch nicht am Ziel. Ich muss noch das richtige Haus finden. Weit kann es nicht sein, mein Navi zeigt »fünf Minuten Fahrzeit« an. Dann schaltet es sich aus, Akku leer. Und ich habe die Adresse natürlich nicht im Kopf. Also springe ich in die nächste Eckkneipe und bitte die junge Bedienung hinterm Tresen, mein Handy kurz einzustöpseln. Und wie ich so tropfend und verloren vor ihr stehe, fragt sie natürlich, wo ich herkomme. Hamburg. »Was, bei dem Wetter? Warum denn? Und wo willst du hin?« Jetzt sage ich es zum ersten Mal im Präsens: »Ich fahre mit dem Fahrrad durch Deutschland, ich trete auf gegen Kost und Logis. Und ich möchte zu Frank, aber ich weiß nicht, wo er wohnt.« Mit ist schüchtern zumute, es klingt alles ganz unwirklich, und inzwischen hat die ganze Kneipe die Lauscher weit aufgestellt. Die Barfrau ist allerdings sichtlich begeistert, gibt mir ein Radler aus (was sonst), und nach kurzer Zeit stellt sich heraus, dass Frank ihr Nachbar ist. »Der ist sehr nett«, lächelt sie ermutigend. »Er hat immer einen Hut auf, aber trotzdem, er ist wirklich nett.«

Auch wenn ich während der Vorbereitungen keine Sekunde Zeit hatte, mir über den Nettigkeitsgrad meiner Gastgeber Sorgen zu machen, bin ich doch irgendwie erleichtert. Es ist nass und dunkel, ich bin hundemüde und brauche dringend

etwas Heimeliges. Und wie so oft auf dieser Reise, bekomme ich, was ich brauche.

Franks Haus ist nicht zu übersehen. Überall brennt Licht, sodass die Begrüßung auch im Dunkeln zu lesen ist: »Willkommen, Wandermärchen!« steht in großen Lettern im Fenster, daneben prangt ein Plakat mit meiner Auftrittsankündigung, selbst gestaltet und ausgedruckt (Frank hat nicht nur sein Haus, sondern die ganze Stadt damit zugesperrt, wie ich mich am nächsten Tag mit eigenen Augen versichern kann). An der Haustür flattert ein Zettel: »Bitte klopfen, Wandermärchen ☺«

Tja, und nun muss ich doch noch heulen. Es ist zwar inzwischen Nacht, aber ich habe es geschafft. Das Ding ins Rollen gebracht. Nicht verschoben, nicht gekniffen. Zum Glück! Denn hier in Elmshorn werde ich erwartet, von einem Menschen, den ich noch nie gesehen habe, der einen Auflauf in den Backofen geschoben hat und sein Bett für mich geräumt. Der Pralinen darauf drapiert hat und ein selbst geschriebenes Gedicht. Der wunderschöne Hüte trägt und so besondere Sätze sagt wie: »Als ich von dir und deinem Vorhaben gehört habe, da wusste ich: Dieser Frau musst du helfen.« Und der das so ernst meint, dass er zusammen mit mir an meinem ersten Blogbeitrag feilt, bis ich meinen eigenen Ton für das Online-Tagebuch gefunden habe. Frank ist der erste Gastgeber, der in meinem Koffer landet. Und mit auf die Reise geht ...

Bis auf den Dauerregen bleibt mir während der kommenden Monate all das erhalten, was mir der erste Tag beschert hat: die plötzliche Schokoladengier, das Wühlen in den Klamotten, die Bundesstraßen, die Raser, das versagende Navi, mein



»Ich fahre durch ganz Deutschland«-Satz, der Zauber der Orts-schilder. An all das werde ich mich irgendwann gewöhnen.

Nur diese erste Begegnung mit den Gastgebern, die leichte Aufregung, wenn ich vor der Tür stehe und den Klingelknopf drücke, die Überraschung, dass alles so anders ist, als ich es mir ausgemalt habe, das innere Staunen, dass diese Menschen mich nun wirklich in ihren privaten Raum lassen, mich bewirten, mir ein Bett beziehen, Publikum für mich einladen – daran gewöhne ich mich nie. Es erscheint mir immer wieder wie ein kleines Wunder. Und das ist es ja auch, wenn man bedenkt, wie viel Grund sie alle gehabt hätten, nichts davon zu tun. Schließlich kennen sie mich nicht, wissen nicht, ob sie mich oder mein Programm mögen werden. Und sie gewähren mir Einblick in ihren persönlichen Raum, ihre Einrichtung, ich sehe Fotos an den Wänden, ich sehe ihre großzügigen oder bescheidenen Lebensverhältnisse. Sie alle hätten gute Gründe gehabt, mich *nicht* einzuladen.

Mindestens genauso gute Gründe, wie ich sie habe, diese Reise zu unterlassen. Es ist ein Wagnis für beide Seiten. Aber wir können nicht verlieren, das weiß ich spätestens seit meinem ersten Gastgeber Frank und dem köstlichen Duft von Tortellini-Auflauf, der durch die nächtlichen Straßen Elms-horns weht ...

MASCHA KALÈKO

## Vagabundenspruch

*Man soll seinen Mantel nicht zu lang an den gleichen Nagel  
hängen,  
weil es so oft dieser Nagel nur ist, der uns am Ende noch hält.  
– Wer von uns weiß es denn noch, daß auch die düsteren, engen  
Gassen ins Offene führen, in die unendliche Welt ...*

*Bleib du in keiner Stadt; denn ihre Türme und Mauern  
sind Menschenwerk und haben nicht Bestand.  
Doch Wälder, Berg und Strom schuf Gottes Hand.  
Sie werden uns ein Weilchen überdauern  
auf diesem Stern, wo man so rasch vergißt.  
– Wer sollte wohl um unsereinen trauern,  
der überall ein Zugereister ist;  
ein Herbergsschild vielleicht? Ein Polizist?*

*Was mich betrifft, ich weiß, es grünt das Feld,  
wenn längst kein rüudiger Hund mehr nach mir bellt.  
Und Schiffe ziehn, und Küsten blühen für andre.  
Wer weiß das nicht? ... Weil sich das so verhält  
auf dieser tollen, Wunder vollen Welt,  
nimm deinen Mantel von der Wand und wandre.*



## Schleswig-Holstein oder: Viel Wind um Wind

Elmshorn – Glückstadt – Barmstedt – Brokstedt – Neumünster –  
Meezen – Holstenniendorf

Im Elmshorn mache ich alles zum ersten Mal – Gastgeber treffen, meinem Plakat ins Gesicht schauen, mein Kofferprogramm aufführen. Frank hat den Auftritt in einer Art Bar organisiert, die einen großen Außenbereich hat. Ich bin der Auftakt zur Grillsaison, welcher aber leider eher nass ausfällt. Mir soll's recht sein. Ich hole mir einen Barhocker, platziere mich so, dass jeder Tisch mich sehen kann, dimme die Beleuchtung, und fertig ist die Bühne. Die Zeitung hat meinen Auftritt angekündigt, Frank hat die halbe Stadt zugепflastert und seine Freunde hertelefoniert, und so sind trotz eines WM-Fußballspiels ca. fünfzehn bis zwanzig Zuschauer da. Wenig für das große Restaurant, genug für mich. Schließlich ist das hier heute meine Premiere. Den Texten habe ich gestern auf dem Rad den letzten Schliff verpasst, trotzdem fühle ich mich nicht sicher. Ich spreche alles auswendig und hatte wenig Zeit zum Proben, obwohl meine Regisseurin Annette Uhlen mit mir eine Woche intensiv am Kofferprogramm gearbeitet hat. Nun also die erste Vorstellung vor Publikum. Dass es sich um eine Premiere handelt, habe ich nicht an die große Glocke gehängt, ich will erst mal sehen, wie es so läuft. »Ein Deutscher ist großer

Dinge fähig, aber es ist unwahrscheinlich, dass er sie tut!« Nietzsche macht den Auftakt. Als das Publikum lacht, schöpfe ich Mut. Mit dem Stürmer und Dränger Goethe geht's dann um die Wurst: Deutsche Leidenschaft – ein unvereinbarer Widerspruch? Die berühmte Ballade »Willkommen und Abschied« soll das Gegenteil beweisen.

Nach ein paar Minuten habe ich mein Thema etabliert und das Publikum an der Angel. Die nächsten 40 Minuten sind im Flug rum, und ich habe mich nur zweimal versprochen und zum Glück wieder gefangen.

Danach bin ich unglaublich erleichtert und unterhalte mich mit den Gästen, die größtenteils aus Neugier hierhergekommen sind. Das Thema bewegt sie, und einige von ihnen wollen sich auch den nächsten Auftritt im Barmstedter Kino in zwei Tagen ansehen. Nachdenklich fahre ich mit dem Rad »nach Hause«, also zu Frank. Es ist ein großes Thema, das ich da im Gepäck habe. Und es ist nicht gerade leicht. Ich spüre Aufregung im Publikum, wenn ich Einzelne ganz direkt frage: »Sind Sie Deutschland?« Ich rühre da an etwas, von dem ich nicht weiß, welche Richtung es nehmen wird.

Am Abend sitze ich mit Frank und einer Freundin zusammen, wir unterhalten uns über den Begriff »Heimat«. Für die Freundin ist es kein abstraktes Thema – in Brandenburg geboren und heute in Hamburg zu Hause, vermisst sie immer noch »den Geruch Brandenburgs, der weiten Stoppelfelder in der gleißenden Sonne«. Über den ganzen Arm und die Schulter hat sie sich den Brandenburg-Bären und den Michel tätowieren lassen – beide Heimatorte innig vereint, ohne Mauer, ohne Ost und West.

Später schreibe ich meinen ersten Blogeintrag über die Abfahrt. Frank erweist sich als große Hilfe – »hier noch klarer

formulieren, diese Stelle etwas genauer ausschreiben« –, ich habe einen wahren Autor an meiner Seite, der literarisch feinfühlig und versiert ist, und nach einer Stunde steht der erste Eintrag. Danach liest Frank mir aus seinen Manuskripten vor – sprudelnd vor Fantasie und voller verrückter Einfälle. Alles, was er je an Verlage geschickt hat, wurde abgelehnt, einmal sogar mit einem bedauernden persönlichen Schreiben des Cheflektors. Ich schlage ihm vor, in Barmstedt doch auch etwas zu lesen. Er will darüber nachdenken. Am Ende macht er es tatsächlich, aber er liest keinen seiner Texte, sondern meinen ersten Blogbeitrag. Das rührt mich, wie überhaupt alles an meinem ersten Gastgeber. Seine ruhige Zuversicht, mit der er das Leben betrachtet. Die Herzlichkeit, mit der ich aufgenommen werde, die Plakate überall, das Engagement mit dem er »das Wandermärchen in Elmshorn« ganz zu seiner Sache macht. Und dass er das ausschließlich kalte Wasser in seiner Dusche »nicht ganz so warm« nennt. Er ist mein erster Anker, und ich lasse ihn ungern los und bin erleichtert, dass er auch zum nächsten Auftritt kommen will.

Nach Elmshorn könnte ich eigentlich weiter nördlich nach Barmstedt fahren, ich habe aber einen Tag Zeit und möchte eine Spritztour nach Glückstadt machen. Also starte ich einen Aufruf über Facebook: Nimmt mich jemand in Glückstadt auf? Tatsächlich meldet sich Almut, gerade so rechtzeitig, dass ich nicht die Jugendherberge ansteuern muss. Sie kommt um 19 Uhr von der Arbeit, bis dahin kann ich die Zeit verträdeln. Das tue ich in dem einzigen Hotel am Marktplatz, das ein freies WLAN-Netz hat. Ich sitze mit meinem Laptop im Restaurant, beantworte Mails und organisiere die weitere Route. Um durch Glückstadt zu bummeln, bin ich viel zu müde, die Geschäfte haben geschlossen, und kaufen kann ich

sowieso nichts, dafür sind meine Satteltaschen zu klein. Das wird meine touristische Beschäftigung bleiben: Für Sightseeing viel zu erschöpft, sitze ich in den schönen Städten des Landes auf Marktplätzen und schaue dem Treiben zu, versuche ein Gefühl zu bekommen für ihre Bewohner. Als ich Glückstadt am nächsten Morgen verlasse, nehme ich viele Eindrücke aus der kleinen Stadt kurz vor der Elbmündung mit: der malerische Hafen, die großen Fenster von Almut's Altbauwohnung, die warme Badewanne, ihr Hochbett mit der harten Matratze, das sie mir großzügig überlässt, der morgendliche Kaffee im Schlafanzug auf dem Sofa und das gegenseitige Zeigen von Fotos. Almut und ich haben uns wie Freundinnen ausgetauscht, als würden wir uns schon länger kennen – das war etwas eigenartig, aber sehr persönlich und schön. Die 30 Kilometer nach Barmstedt bewältige ich gut gelaunt und voller Vorfreude, denn dort erwarten mich eine schnuckelige Bühne, ein kleines, aber feines Publikum und meine Fans aus Elmshorn.

Nach Barmstedt kommt Brokstedt und nach Brokstedt kommt der NDR. Vier Tage nach meinem Aufbruch am Deich will mich das Team besuchen und meinen ersten Auftritt im Wohnzimmer filmen. Ich erreiche den kleinen Ort in Schleswig-Holstein frühzeitig, parke mein Rad bei dem Bäcker in der Hauptstraße, ziehe mich fernsehfein an und warte.

Schließlich biegt der Van um die Ecke und ich freue mich fast so, als würde ich Freunde nach langer Zeit wiedersehen. Dabei ist meine Abfahrt in Hamburg erst vier Tage her! Schon jetzt kommt mir das eher wie vier Wochen vor ...

Meine Gastgeberin Katrin ist eine Mutter mit zwei Schuljungen, sie hat sich im Vorfeld von mir dazu überreden lassen, meinen Auftritt bei ihr vom NDR begleiten zu lassen. Zum Glück. Ich fühle mich sofort wohl, das Haus ist urig und

verwunschen, und nachdem ich mit dem NDR stundenlang »Fahrbilder« gedreht habe (zweihundert Mal den Feldweg rauf und runter), geht es auch schon auf die »Bühne«. Katrins Freunde sitzen dicht gedrängt im kleinen Wohnzimmer auf Bierbänken, das Kamerateam dreht durch die Tür und von außen durch das Fenster, da im Raum kein Zentimeter Platz mehr ist. Während ich rezitiere, ist kaum ein Atemzug zu hören, ich stehe direkt vor der ersten Stuhlreihe. Das nenne ich mal Publikumsnähe. Vielleicht auch deshalb wird es einer der intensivsten Auftritte dieser Reise – obwohl wir alle, meine Gastgeberin, das Publikum und ich, mächtig aufgeregt sind. Es ist der erste wirklich private Auftritt und wir erleben die Magie dieser Nähe – in der Dichte des Raumes wachsen wir alle ein Stück zusammen.

Hinterher stehen wir gemeinsam in der Küche und trinken Wein, das Gespräch kreist um unser Land und unser persönliches Verhältnis dazu. Dichter und Denker, das ist völlig aus dem Bewusstsein verschwunden, darüber sind sich die meisten hier einig. Ein Mann verabschiedet sich, kommt eine Minute später wieder durch die Tür geprescht und sagt: »Also, mit dem, was du da machst, nach deinem Programm, da denke ich: Ich kann doch stolz auf Deutschland sein.« Ich werde rot vor Verlegenheit, weil er sich die Mühe gemacht hat und extra umgekehrt ist. Und weil ich erschrecke: Will ich denn das? Die Menschen stolz machen auf Deutschland?

Es ist ein schwieriges Thema mit dem Stolz, der Begriff ist negativ besetzt durch die Nationalsozialisten und wir scheuen uns davor, »stolz auf unser Land zu sein.« Auch ich. Aber ist das richtig? Überlassen wir damit nicht den falschen Menschen die Deutungshoheit über Begriffe wie »Stolz«? In meiner Arbeit als Sprechtrainerin erlebe ich häufig, wie schwer es

selbst Menschen in verantwortungsvollen Positionen fällt, sich gerade zu machen, laut zu sprechen, eine deutliche Haltung einzunehmen. Immer wieder tauchen Zweifel auf: Darf ich das denn? Mich groß machen, Raum einnehmen? Anscheinend wird Haltung zeigen bei uns manchmal verwechselt mit »sich selbst in den Vordergrund spielen«. Als würde man anderen etwas wegnehmen, wenn man für sich einsteht. Als könnte man nicht selbstbewusst *und* empathisch sein. Haben wir Angst, zu uns selbst zu stehen, uns zu zeigen? Und gilt das auch für unser Verhältnis zu unserem Land? Empfinden wir die Gefahr als zu groß, dass wir damit an etwas rühren, was wir als »historische Schuld« kollektiv in uns tragen?

Und hier an diesem Punkt zeigt sich auch die zweite Ebene, die zweite Antwort auf die Frage, warum ich mich auf die Reise durch mein Land begeben habe:

Mir sagte vor einiger Zeit einmal jemand, der nicht in Deutschland geboren ist: Ihr Deutschen kümmert euch gar nicht um euer eigenes Land. Es ist aber doch euer Zuhause, eure Familie, wie kommt das? Ich war völlig perplex: Ja, es stimmte!

Bereisen wollte ich ferne Länder, nicht deutsche Bundesländer. Und »Heimat« war für mich irgendwie altbacken. Ich wollte mit meinem Land nicht wirklich etwas zu tun haben, nicht Position beziehen, mich nicht äußern. Mir ging unsere Vergangenheit, unsere unausgesprochene Schuld genauso gegen den Strich wie unsere ständige Kritik an unserem Land. Ich wollte mich weder schuldig fühlen noch alles kritisieren. Aber loben, nein, das kam nun gar nicht infrage. Wie auch, bei Nationalsozialismus und Waffenverkauf und Spießbürgertum und Handtuchdeutschen.



Dass ich damit einen Teil meiner Wurzel leugnete und selbst keine Haltung einnahm (und Haltungslosigkeit habe ich an anderen immer leidenschaftlich kritisiert), das wurde mir mit einem Schlag bewusst. Und dass auch mein Beruf einen großen und wichtigen Teil der deutschen Identität beinhaltet. Gedichte sind ein Teil der Geschichte und ein Spiegel der Gesellschaft. Aber meine Landsleute als meine Familie sehen? Doch je mehr ich darüber nachdachte, umso einleuchtender erschien es mir – Familie, das sind doch die, zu denen ich ungefragt aber unbestreitbar dazugehöre, die mir das Leben erleichtern oder erschweren können, die ich selbst unablässig kritisieren kann – aber wehe ein anderer tut das! Die einfach ein Teil meines Lebens sind, ob ich nun will oder nicht – Familie Deutschland?

Meine Landsleute zu besuchen, sie besser kennenzulernen, sie zur Familie zu machen – das fühlte sich erstaunlich richtig an. So richtig, dass es das wert schien, diese Reise zu wagen.

Ich spüre schon nach diesen paar Tagen Reise, dass ich an ein großes Thema rühre, dass mit mir viele Menschen bewegt, und bin gespannt, was mich in den nächsten Monaten noch erwartet ...

Bei Katrin bleibe ich zwei Nächte, ihr jüngerer Sohn hat sein Zimmer geräumt – am nächsten Tag besuche ich noch eine neunte Klasse in Neumünster, in die geht der ältere Sohn. 70 Kilometer mit dem Rad, hin und zurück. Mittags koche ich Nudeln für mich und den Jüngsten, Katrin ist arbeiten. Abends sitzen wir zusammen und sind beide erschöpft von der Aufregung des gestrigen Drehtages. Als ich am nächsten Tag weiterfahre, stehen alle drei in der Haustür. Sie werden sich jetzt aufs Sofa lümmeln und einen Film ansehen, Familienalltag nach

